Fräulein Hegewischs Weihnachten

Von H. v. Beaulieu.

Soll ich denn nich 'n Baum mitbringen, Fräulein — 'n ganzen kleinen?" fragte Minna, das Dienstmädchen, als sie schon halb aus der Tür war. Sie wagte nicht, ihre Herrin bei dieser Frage anzusehen.

„Um Gottes willen!" schrie Fräulein Hegewisch entsetzt. „Solch ein Ding nadelt ja und macht die ganze Stube unordentlich."

„Aber man will doch wissen, daß Weihnachten ist," wandte Minna schüchtern ein. „Es ist doch man einmal im Jahr" —

„Schlimm genug!" sagte Fräulein Hegewisch. „In meiner Jugend war längst nicht so oft Weihnachten. Oder — vielleicht waren die Jahre damals länger. Es wird ja alles schlechter, auch die Zeit. Nun mach zu, Minna!"

Minna ging, und Fräulein Hegewisch stäubte ihr Wohnzimmer ab wie alle Tage. Hätte man sie gefragt, was sie für das böse Prinzip in der Welt halte, würde sie geantwortet haben: Staub. Staub und Ruß. Der Kampf mit diesem Prinzip des Bösen war die Lebensaufgabe, die sie jeden Tag von neuem mutig aufnahm, wenngleich sie nur Augenblickssiege errang.

Dann begoß sie ihre Araukaria. Es war die einzige Pflanze, die sie besaß, und nicht einmal durch ihre Schuld, denn sie hatte sie geschenkt bekommen. Es war das wenigst Unangenehme, was man von einer Zimmerpflanze haben kann. Ganz symmetrisch gegliedert war sie, eine Etage hübsch über der andern. Sie war beinahe so schön wie eine künstliche Pflanze. Aber leider mußte sie begossen werden, und das läßt trotz aller Vorsichtsmaßregeln die Möglichkeit zu, einen Fleck zu machen. Schließlich nahm sie, wie jeden Morgen, ihren Kanarienvogel aus dem Bauer, bürstete mit einer eigens für diesen Zweck angeschafften weichen Bürste sein Gefieder und setzte ihn wieder hinein. Sehr behutsam. In ihrer Berührung war etwas wie verschämte Liebkosung.

Futter bekam er nicht. Er brauchte auch keins, denn dieser allerliebste artige Vogel war ausgestopft. Nur ein Stück Zucker saß zwischen den Gitterstäben. Es war immer makellos weiß, denn es wurde täglich erneuert; das vom Tage vorher durfte Minna in ihren Kaffee tun.

Diesen saubern, stillen Vogel, der aus schwarzen Glasperlenaugen mindestens so verständig blickte wie ein lebender Kanarienvogel, hatte Fräulein Hegewisch lieb — nicht töricht, überschwenglich lieb, wie man einen anspruchslosen Kameraden hat, der uns nicht ärgert und nicht widerspricht.

Fräulein Hegewisch würde ganz vergessen haben, daß der vierundzwanzigste Dezember für manche Menschen eine besondre Bedeutung hat, wenn sie nicht auf unangenehme Weise daran erinnert worden wäre. In Minnas Abwesenheit — und Minna war heute meistens abwesend — klingelte es alle Augenblicke, und dann mußte Fräulein Hegewisch nach der Tür sehen.

Zuerst kam ein Geschäftsdiener und wollte ein großes, mit richtigem Fell überzogenes Schaukelpferd abgeben, wogegen sie den heftigsten Protest erhob. Der Mann blieb dabei, daß sie es bestellt habe. Schließlich entschloß er sich, eine Etage höher zu gehen, wo eine Familie mit Kindern wohnte.

Dann kam ein Junge, der Papierrosen zum Tannenbaumschmuck anbot. „Ich habe keinen Tannenbaum!" sagte Fräulein Hegewisch grimmig und schlug die Tür zu.

Schließlich stand eine Frau mit Hampelmännern draußen.

„Liebe Gnädige," wimmerte sie, „kaufen Sie doch etwas! Der Verdienst ist so klein, und ich habe sechs Kinder!"

„Kann ich dafür?" fragte Fräulein Hegewisch prompt.

Sie konnte wirklich nicht dafür, und deshalb ging sie auch mit unbeschwertem Gemüt zurück in ihr sauberes, hübsches Wohnzimmer, setzte sich neben ihren Kanarienvogel und häkelte an einem Sofaschoner. Denn Sofaschoner kann man nie genug haben.

Nach dem Tisch machte sie ihren gewohnten Spaziergang. Ohne Gummischuhe ging sie nie draußen; heute bedauerte sie, daß es keine Futterale über Gummischuhe gab. Denn der Weihnachtsschmutz war unergründlich.

Kopfschüttelnd und verstimmt kam sie nach Hause.

Sie saß lange in der Dämmerung und sah auf die Straße hinaus. Feierlich hallte der Klang der Glocken durch die Stadt.

Nun wurden hier und dort Fenster hell, viel heller, als an andern Tagen. Geschäftige Schatten huschten hinter den Vorhängen hin und her. In einer Etage waren die Fenster nicht verhängt, und die Lichtlein eines Tannenbaums flammten auf, eins nach dem andern, wie aufgehende Sterne.

Punkt sechs kam Minna, wie ihr geheißen, herein und zündete die Hängelampe an.

Und es war Abend, ganz wie sonst.
Nur einsamer — viel einsamer.
Sonderbar war das.
Ueber ihr tönte eine dünne Klingel, dann Getrappel kleiner Füße, jubelnde helle Stimmchen.

Das waren die Kinder oben, die sie nicht leiden konnte, weil sie mit schmutzigen Stiefeln über die Treppen gingen und über ihrem Kopfe „kriegen" spielten.

Schrecklich dünn gebaut sind diese Miethäuser, dachte Fräulein Hegewisch. Man muß alles miterleben.

Aber sie war nicht böse, wenigstens längst nicht so böse wie sonst.

Sie ging ans Fester und streichelte Pip, obwohl es ganz außer der Zeit war. Aber sie war so allein, so schrecklich allein.

Merkwürdig, daß der Klang der Stimmchen von da oben einem die Einsamkeit so fühlbar machte!

Fräulein Hegewisch hielt es nicht mehr aus. Sie mußte mit irgendeinem Menschen sprechen. Sie wollte Minna sagen —

Ja, was?

Nun, wenn sie in die Küche kam, würde sich das schon finden. Minnas unbedachtes Tun gab immer Anlaß zu irgend einer Bemerkung.

Als sie die Küchentür öffnete, schlug ihr ein eigentümlich festlicher Duft entgegen und ein gelblicher Schein.

Auf dem Küchentische stand ein winziges Tannenbäumchen, das beinahe zusamemnbrach unter der Last von Lichtern und Zuckerwerk, die man ihm aufgebürdet. Herum standen mit leuchtenden Gesichtern Minna, Minnas verheiratete Schwester und ein kleines Mädchen mit glühendroten Backen und großen, seligen Augen; das sang mit ganz feiner, heller Stimme: „Stille Nacht, heilige Nacht", und Minna summte ganz leise die zweite Stimme.

Fräulein Hegewischs Anblick wirkte wie der Anblick der Katze auf die Mäuse. Minna wurde blaß, weil sie nicht mehr röter werden konnte, und ihre Schwester rang verlegen die Hände.

Aber auch Fräulein Hegewisch stand wie erstarrt und fand keine Worte.

Nur ein Mensch behielt seine Unbefangenheit: das Kind. Ehe die verstörte Mutter es am Kleiderzipfel halten konnte, ging es stracks auf Fräulein Hegewisch zu, stellte sich auf die Zehen, legte ihr die Arme um den Hals und küßte sie mit ruhiger Selbstverständlichkeit auf den Mund.

Minna schrie auf vor Entsetzen.

„Kind," sagte Fräulein Hegewisch — ihre Stimme zitterte merkwürdig — „möchtest Du den Kanarienvogel sehen?"

Es war das einzige, was ihr einfiel. Aber es war ein guter Einfall.

Das Kind legte zutraulich seine kleine Hand in ihre und ging mit.

„Sie muß ihre Stiefel noch mal abputzen!" rief Minna, beinahe hysterisch vor Erregung.

„Laß nur, Minna," sagte Fräulein Hegewisch.

„Das Fräulein stirbt gewiß bald," sagte Minna zu ihrer Schwester und sank tief aufatmend auf einen Stuhl.

Das Kind lief sofort auf die Araukaria zu. „Hübscher kleiner Tannenbaum!" rief es. „Aber es hängt gar nichts dran!"

Fräulein Hegewisch war betroffen von dieser Deutung ihrer nüchternen Araukaria, aber sie sagte nichts dagegen.

„Hat Dir niemand was geschenkt?" fragte das Kind, sich nach der Bescherung umsehend. Und als Fräulein Hegewisch den Kopf schüttelte, sagte es mit tiefem Mitleid: „Arme Frau!"

Dann suchte es in seiner Kleidertasche, brachte mit vieler Mühe einen Kreisel zum Vorschein und hielt ihn Fräulein Hegewisch strahlend hin: „Da!"

Fräulein Hegewisch nahm den Kreisel, obwohl ihn die Patina des Alters deckte. Es war ihr seltsam dick im Halse.

„Ich will Dir auch etwas schenken," sagte sie zu dem Kinde. Aber sie wußte gar nicht recht, wie man das machte. Sie sah sich hilfesuchend im Zimmer um. Was konnte man denn nur einem kleinen Kinde schenken?

Sie fand nur eins — den ausgestopften Freund mit den verständigen Glasaugen.

Sie streichelte ihn nur einmal, scheu und schnell. Dann gab sie ihn hin: „Das schenke ich Dir."

Nach einer Minute kam Minna hereingestürzt. „Fräulein, das ist doch wohl ein Irrtum. Die Kleine sagt, Sie hätten ihr den Vogel geschenkt!"

„Kann ich nicht einen Vogel verschenken?" sagte Fräulein Hegewisch scharf. „Uebrigens hatte er die Motten!"

Das war gar nicht wahr. Sie wollte sich nur entschuldigen.

„Und vielleicht nehme ich wieder einen lebenden Vogel," setzte sie hinzu. „Es ist doch hübsch — etwas Lebendiges."

Minna ging, jetzt fest überzeugt, daß ihre Herrin es nicht lange mehr machen würde.

Fräulein Hegewisch aber saß vor ihrer Araukaria, einen kleinen schmutzigen Kreisel in der Hand, Weihnachten im Herzen.

Ein Kind hatte sie geküßt, und sie hatte das Liebste verschenkt, was sie besessen.

Wenn das nicht Weihnachten ist!

Mutting!

Weihnachts-Skizze von T. Marsan-Buhle

„Also, Jürgensen, entschließe Dich! Fährst Du zu Deiner Mutter oder darf ich Dich zu Hause anmelden? Jutta rechnet bestimmt darauf, daß Du kommst."

„Mutting wird fu—chbar enttäuscht sein —" murmelte der baumlange Jürgensen in unverkennbarem Dialekt; dabei huschte eine leichte Röte über sein hübsches ehrliches Jungengesicht, wie immer, wenn August Steinberg den Namen seiner schönen Schwester nannte.

Verlegen blätterte er in dem vor ihm aufgeschlagenen Mathematikheft.

„Entschließe Dich, Jürgensen!" sagte der hochblonde, schmale und etwas weichliche Kadett August Steinberg noch einmal in dringendem Tone.

Jürgensen seufzte. —

Es war wohl der Reiz, den entgegengesetzte Charaktere oft aufeinander ausüben, der den Kadetten Steinberg dazu trieb, sich an die Fersen des Kadetten Jürgensen zu heften. Eine fast schwärmerische Zuneigung ergriff ihn zu diesem hübschen, braunen Kerl, der unter allen fast der Stattlichste war und dessen stille vornehme Zurückhaltung ihm mächtig imponierte. Aus verschiedenen Vorkorps waren sie hier in Lichterfelde zusammengetroffen, und anfangs hatte sich Erne Jürgensen gegen die Gunstbeweise des reichen Bankiersohnes recht ablehnend verhalten.

Aber August unterdrückte diesem fremden Kameraden zuliebe seinen Hang zum Protzen; er zeigte sich überhaupt von der besten Seite, und endlich gelang es ihm denn, durch sein anschmiegendes Wesen und durch sanfte Beharrlichkeit die Freundschaft des äußerlich kühlen und mißtrauischen Norddeutschen zu erringen.

Eines Sonntags lud er ihn nach Berlin ein.

Jürgensen schwankte.

Die Gerüchte über Steinbergs immensen Reichtum, über den Luxus des Steinbergschen Heims in Berlin W., über die faszinierende Erscheinung der schönen Stiefschwester des Kameraden, — das alles schreckte den schwerblütigen Menschen ab.

Was sollte er da?

Nein, er paßte nicht dorthin und würde diese verwöhnten Großstadtmenschen mit seiner langsamen, schleppenden Art nur langweilen. Und dann noch eins: ungünstige Familienverhältnisse drückten ihn. Nie würde er sich diesen Leuten gegenüber revanchieren können. Schon zuviel hatte er von August angenommen, hatte sich Dinge aufdrängen lassen, die er ebensogut entbehren konnte und fühlte sich dann immer innerlich gedemütigt, obwohl sein Zartgefühl ihm wiederum verbot, Steinbergs Wohltaten schroff zurückzuweisen.

Natürlich ließ er sich auch überreden, die Sonntagseinladung anzunehmen.

Es war, wie er erwartet hatte.

Schon die prachtvollen, mit erlesenstem Geschmack ausgestatteten Räume des Steinbergschen Heims betäubten ihn. Er mußte sich ordentlich zusammennehmen, um nicht mit offenem Munde dazustehen, oder mit Ausrufen des Entzückens alle diese wundervollen Sachen anzustaunen! Steif und einsilbig saß er dem Kameraden in einem der kostbaren Brokatsessel gegenüber. Mechanisch rauchte er die ihm gereichten Zigaretten. Wenn er sich unbeobachtet glaubte, schweiften seine schönheitsdurstigen Blicke wie trunken über Möbel, Bilder und Bronzen.

Dann rauschte hinter ihnen eine Portiere, und Jutta Steinberg glitt lächelnd und lautlos über die Teppiche. Ihre hohe, schlanke Gestalt, ihre schöne, schleppende Robe aus schwarzen Spitzen, das Funkeln ihrer Brillanten, alles wirkte auf Jürgensen, so daß er keine Worte fand, und sie anstarrte, wie eine Erscheinung aus „Tausend und eine Nacht". Hätte ihm jemand gesagt, diese Jutta Steinberg ist ältlich, und nur mit der größten Sorgfalt erhält sie ihre schwindende Schönheit, sie lacht zu laut und ihre künstliche Ausgelassenheit verbirgt die Enttäuschungen eines törichten Herzens, — Jürgensen würde es so wenig verstanden haben, als spräche man polnisch mit ihm.

Mit geschlossenen Hacken stand er vor seinem Sessel und ließ wie in einem märchenhaft schönen Traum die schmeichelnde Lebhaftigkeit der schönen Fee über sich ergehen.

Wie sehr sie sich freue, daß er gekommen sei, sagte sie, und daß es für eine Natur wie seine doch eine drückende Atmosphäre sein müsse, draußen im ewigen Einerlei in Lichterfelde.

„Allerdings, gnädiges Fräulein," sagte Jürgensen. Aber er hatte es vorher noch nie empfunden. Erst kurz vor Tisch erschien der Hausherr, der mit einem gutmütig polternden Humor die Kadetten begrüßte.

„Bei uns werden Sie aufleben, mein Lieber!" sagte er zu Jürgensen. „Kommen Sie nur jeden Sonntag."

„Ja," fügte Jutta hinzu, „Sie haben ja noch nichts von Ihrem Leben gehabt."

Ganz bemitleidenswert erschien sich Erne Jürgensen. Zwar hatte er ängstlich vermieden, August in seine Familienmisere einzuweihen; aber merken mußte er ja doch, daß den ernsten Kameraden kein pekuniäres Plus bedrückte.

Obwohl er es nicht recht begreifen konnte, gewöhnte sich Erne doch bald daran, von den Steinbergs verhätschelt zu werden.

„So'n netter Page hat Dir gerade noch gefehlt!" neckte Herr Steinberg die schöne Jutta.

Das alternde Mädchen fühlte sich von der naiven Bewunderung des Kadetten geschmeichelt. Auch hatte sie gerade wie August eine Schwäche für diesen ehrlichen, vornehmen Jungen; und seine kühle Verschlossenheit interessierte sie, weil sie ein Gegensatz war zu ihrer überlebhaften Oberflächlichkeit. Vielleicht war es nur eine Laune, daß sie so viel „Wesens" von ihm machte. Es amüsierte sie, ihn zu verwöhnen, zu überraschen, ihm hundert kleine Aufmerksamkeiten zu bereiten. Er war ja so dankbar für alles, und Dinge, die für sie kaum einen Wert hatten, staunte er an wie ein Kind.

Nun hatte sie sich's in den Kopf gesetzt, den „armen" Jürgensen auch Weihnachten bei sich zu haben. Seine Mutter sollte ja irgendwo „in Stellung" sein; eine jener unglücklichen mittellosen Offizierswitwen! —

Nein, in dieser Enge sollte ihr Liebling nicht untergehen! Er sollte die großartige Weihnachtsfeier im Steinbergschen Hause mitmachen. Bei den lebenden Bildern konnte sie ihren hübschen Pagen schon gar nicht entbehren. Wiederholt schrieb sie an August. —

„Entschließe Dich!" hatte der zu Jürgensen gesagt. Und Jürgensen saß nun da, hielt die Stirn in die Hand gestützt; und seine ernsten Augen glitten über die Zeilen eines Briefes, der zwischen den Blättern seines Mathematikheftes lag.

Ja — Mutting war wirklich „fuchbar" enttäuscht, daß Erne bei den Steinbergs seinen Weihnachtsurlaub verbringen wollte. Was diese Steinbergs denn eigentlich für Menschen seien?

„Wie sehr entbehre ich Deine langen Sonntagsbriefe," schrieb Mutting. „was ist mein armes Leben ohne Dein Vertrauen und ohne Deine Liebe? Und Weihnachten will mein Jung' auch nicht kommen? Es ginge doch so gut. Der Baron ist vierzehn Tage in Groß-Wenden. Aber wie Du willst, Kind! Es ist einsam auf Rotenheide. Ich sende Dir an Geld, was ich ersparen konnte. Du mußt wohl den Steinbergs ein Geschenk machen. Mein großer Jung', laß Dich nur Deinem Mutting nicht entfremden."

„Es geht nicht," sagte Jürgensen, den eine Verstimmung gegen die Steinbergs ergriff. Was wollten diese Leute von ihm, was bezweckten sie mit ihrer aufdringlichen Güte?

Daß ein ernster, gehaltvoller Mensch oftmals dem Gehaltlosen als Staffage dienen muß, davon ahnte der gute Jürgensen nichts. Er seufzte nur; und das veranlaßte August Steinberg, einen zierlichen Briefbogen vor dem Freunde auszubreiten.

„Hier, lies selbst, was Jutta schreibt." Er deutete mit dem langen Nagel seines kleinen Fingers eine Zeile an, las mit halblauter Stimme, um die anderen im Zimmer anwesenden Kadetten nicht aufmerksam zu machen: „Sag, bitte, Jürgensen, die Kostüme zu den lebenden Bildern seien angekommen; sein Kostüm ist wundervoll; ich sehe ihn schon vor mir und weiß, daß er brillant aussehen wird! Sag ihm das, August. Und sorge dafür, daß Jürgensen auch wirklich kommt. Unsere Weihnachtsfeier würde mir nicht die geringste Freude machen ohne sein liebes, feines, vornehmes Gesicht. Ich habe mich wirklich ganz fabelhaft an Deinen geliebten Jürgensen attachiert! Habe eine Menge netter Ueberraschungen für ihn. Also Hand drauf, Gustel: er kommt!"

„Na, und da kannst Du doch unmöglich nein sagen, Jürgensen?"

Deine Frau Mama wird auch froh sein, wenn Du Dich bei uns gut amüsierst!"

„Ja, schließlich —"

„Und dann die lange Reise mit lauter Bimmelbahnen! Mecklenburg, — nicht wahr? Nee, Junge, da laß ich Dich nicht hin. Ich schreibe Jutta, daß Du kommst."

* * *

Die beiden Kadetten trafen am ersten Ferientage mit Jutta Steinberg in Berlin zusammen, Weihnachtseinkäufe zu machen. Jutta legte gleich ihre Hand auf Jürgensens Arm, während August sich damit begnügen mußte, ihr Ledertäschchen zu tragen.

Aber so liebenswürdig Jutta auch war und so brillant sie auch aussah in dem breiten Pelzbarett mit weißem Reiher und kostbarer Agraffe, — der Page blieb verstimmt.

Ja, eine geheime Traurigkeit quälte Jürgensen. Der Gedanke an seine einsame enttäuschte Mutter verließ ihn nicht. Und zum ersten Male erschien ihm das Geplauder der beiden Steinbergs hohl, inhaltlos, sah er mit wachen Augen und gereizten Nerven das Geckenhafte an August und die aufdringliche Eleganz der „schönen" Jutta.

Es genierte ihn fast, daß sie an seinem Arm hing. Er bemerkte, daß sie die Blicke der Vorübergehenden auf sich zogen.

Mit gesenkten Augen schritt er neben ihr. Einmal, als Jutta vor einem Juwelierladen Halt machte, zuckte Jürgensen förmlich zusammen.

„Wie nervös Sie heute sind!" sagte Jutta. „Was haben Sie denn, Jürgensen?"

„Nichts."

Das klang unhöflich, gereizt. Aber ein Schreck hatte ihn durchzuckt, denn eine hohe, blonde Frau in schwarzen Witwenkleidern stand dort unbeweglich und blickte ernst auf all das Funkeln und Glitzern hinter der Glasscheibe des großen Schaufensters.

Welche Idee! Wie sollte Mutting nach Berlin kommen? Aber noch zweimal blieb er stehen und starrte der hohen, blonden Frau in schwarzen Kleidern mit sehnsüchtigen Augen nach. Endlich winkte Jutta einer Droschke, und sie fuhren durch einige Straßen, in denen Menschen hasteten, bis vor eine Konditorei.

Jutta sah sich nach ihrem Pagen um, aber er stand mit traurigem zerstreuten Ausdruck da; und so mußte ihr August beim Aussteigen behilflich sein.

„Was hat er nur?"

„Launen wie ein Backfisch!" flüsterte August mit einer boshaften Grimasse.

„Du!" sagte er zu Jürgensen, als sie an einem der runden Marmortische Platz genommen hatten. „Bestell doch mal ein Glas Wasser für Jutta."

Sofort erhob sich Jürgensen und steuerte mit seinem melancholischen Gesicht durch das schwatzende und schmausende Publikum.

„Der ist ja heute unausstehlich," rief Jutta ärgerlich aus. „Er verdirbt mir die ganze Laune! Na, das hätte ich wissen sollen! Bei seinen kurzen Sonntagsbesuchen machte er immer einen so netten und guterzogenen Eindruck. Aber da sieht man mal wieder: man kann nicht vorsichtig genug sein!"

August rückte in einer eifersüchtigen Regung näher an seine Stiefschwester heran.

„Du hast ihn eben verwöhnt, Jutta. Jetzt denkt er, er könnte flapsig sein. Na, ich werde ihm mal durch die Blume —"

„Gustel, da kommt der Regierungsrat Borchart; wer ist der andere?"

„Jetzt wird's fidel! Das ist Oberleutnant Brauning."

„Natürlich Brauning, der mit den vielen Schulden."

Die beiden Herren näherten sich den Steinbergs, nahmen an ihrem Tische Platz, und der Regierungsrat verwickelte Jutta in ein Gespräch, dem zu folgen sie sich keine Mühe gab. Denn Braunings Neckereien mit August interessierten sie viel mehr.

Als Jürgensen, den man total vergessen hatte, im Begriff war, seinen Weg durch die kleinen Marmortische zurück zu machen, blieb er plötzlich wie angewurzelt stehen.

Sein Blick war zufällig auf ein schmächtiges Vorkorps-Kadettchen gefallen, das sich an die Seite einer großen, blonden, schwarzgekleideten Frau schmiegte.

„Mutting!" sagte die helle Knabenstimme des Kleinen vernehmlich. „Mutting, wenn Dein Geld langt, möchte ich noch einen Mohrenkopf mit Schlagsahne essen."

Das ernste Gesicht der Frau beugte sich aus dem schwarzen Witwenschleier zu dem winzigen Soldaten herab.

„Ei, Du Nimmersatt."

„Du hast wohl kein Geld mehr?" flüsterte das Kind, und sein feines Gesichtchen bekam einen sorgenvollen, altklugen Ausdruck. Jürgensen verschlang die Beiden, die wie ein Bild aus seiner eigenen Kindheit waren, mit sehnsüchtigen Blicken.

Und mit einem Schlage wurde es ihm klar: die Steinbergs waren Menschen, zu denen er nicht paßte! — Ihre Schmeicheleien hatten ihn betäubt, Juttas überschwengliche Zuneigung hatte ihn ganz verwirrt gemacht. Sie bemitleideten ihn, drängten ihm Almosen auf! Und er hatte sich seiner Armut geschämt ...

* * *

Es schneite unaufhörlich.

Auf der Freitreppe von Rotenheide stand eine hohe, anmutige Frauengestalt, ganz in Schwarz gekleidet. Ihre sanften Züge rahmte ein schwarzes Spitzentuch ein, von dem das goldblonde Haar sich schimmernd abhob. Sie stand unbeweglich und blickte einem davongleitenden Schlitten nach, der mit klingenden Glocken im Schneetreiben verschwand. Nun war es ganz einsam auf Rotenheide. Aber gleichmütig blieb das feine Gesicht der Frau, obwohl ein Seufzer ihre Lippen teilte: Das Schicksal hatte sie Ergebung gelehrt.

„Gestehen Sie, liebe Nichte, daß Sie noch immer auf das Kommen Ihres ungetreuen Lieblings rechnen!" hatte der alte Herr sie geneckt, als sie sich standhaft weigerte, ihn zur Weihnachtsfeier nach Groß-Wenden zu begleiten.

Die blonde Frau hatte den Kopf geschüttelt, aber der Baron, der aus Zartgefühl die verwandtschaftlichen Beziehungen möglichst oft betonte, lächelte fein: „Mein Enkelneffe wird sicherlich Rotenheide dem Schlemmerleben in Berlin vorziehen."

In Gedanken schritt „Mutting" nun doch über den hohen Schnee bis zum großen Tor.

„Erne! Jung'!"

Träumte sie denn? Oder kam dort eine hohe Gestalt im verschneiten Mantel, mit aufgeschlagenem Kragen....

„Du; Du! Ja, bist Du's auch wirklich?"

„Ja, Mutting! Ich!"

Endlich hielt er die ersehnte hohe, kraftvolle Gestalt in seinen Armen, — Art von seiner Art! — Und Mutting las die alte Kinderseele aus seinen Augen.

„Jetzt wollen wir beide Weihnachten feiern!"

Weihnacht!

Die Weihnachtstanne duftet durch's Haus!
Sie duftet so würzig — so eigen.
Erinnerungen geh'n leise aus
Von ihren prangenden Zweigen.
Und die Kerzen strahlen in Herrlichkeit
Wie zur Jugendzeit — wie zur Kinderzeit.

Was sticht dich an, daß du heimlich weinst
Beim Schauen festlicher Gaben,
Als ruhe auf ewig im sonnigen Einst
Dein Kindheitsglück begraben?
Vernimm' und verstehe der Weihnacht Geläut — —
Jauchze, o Seele —: dein Tag ist heut!

Des heiligen Kindes Augen schau'n
Dich an mit göttlicher Frage.
Blick tief hinein, — und in sel'gem Vertrau'n
Verstummt deine bittere Klage.
O gib ihm Antwort: „Herr, ich bin dein!
Laß mich dein Eigen auf ewig sein!"